

Nr. 281. Bromberg, den 6. Dezember 1935

Am Brunnen vor dem Tore

ROMAN UM EIN LIED VON PAUL HAIN

(15. Fortsetzung.) ——

So, alles Nötige ist nun einigermaßen geordnet. Das Studieren drängt wohl nicht so sehr. Geld hat man in der Tasche. Und wenn auch schon die herbstlichen Stürme gar unwirtlich über das Land brausen, so ist doch die Wanderlust nicht eingeschlafen. Sie ist sogar verteufelt rege, denn sie hat ein bestimmtes Ziel.

Und auch im Herbst macht das Wandern Spaß. Nur zu, Wilhelm! ermuntert er sich selber. Es ist keine Ewigkeit bis zum Repkowhof, und wenn es auch nicht mehr auf Manfreds Rücken losgehen kann, auch auf Schusters Rappen reitet es sich gut zu der Liebsten!

So wandert er denn los.

Wie bunte Fahnen läßt der Herbstwind sein Laub über die Felder flattern, und Wilhelm Müller meint manchmal, das täte er extra und akkurat nur seinetwegen, und das wären schon die Freudenfahnen, die ihn frohlockend bis zum Ziel begleiten sollen. Seine Füße sind wie beschwingt. Man müßte Flügel haben, denkt er auch zuweilen, wenn der Abend ihn zwingt, in einer Herberge über Nacht zu bleiben, denn dann werden die Winde schon spürbar kühl, und es ist nichts mit dem „im Freien kampieren".

Flügel, ach, du lieber Gott, wandernder Geselle und Träumer, du kämest auch dann zu spät.

Lauf nur auf verstaubter und windverwehter Straße dahin und laß dir aus Busch und Strauch und kahler werdenden Baumwipfeln verwehende und verwelkende Träume um die Stirn tanzen. —

Lauf nur, du junger Wandrer und Freund der Erde, der Quelle und Bäume und Wolken und Vögel und tropfenden Brunnen. Weil es dir so bestimmt ist.

*

Steht da ein Wirtshaus am Wege. Durstig macht so ein Wandern schon, ob es nun Sommer ist oder Herbst.

Wird nicht mehr gar so weit sein, was er noch zu laufen hat. Noch ein paar Tage. Dann schreit man „Vivat, Annemarie!"

Aber erst mal schreit man: „Gott zum Gruß, Herr Wirt! Ein feines Schild habt Ihr über Euerm Haus da hängen!"

Der Wirt steht mit rotbackigem Gesicht vor der Tür und verzieht den Mund bis zu den Ohren. Nun sieht er wie ein freundlicher Posaunenengel aus, der einen leichten Kratzfuß macht.

„Willkommen, junger Herr! Der Krug „Zum grünen Kranze" wartet auf jeden durstigen Wandersmann!"

Ja, da steht nämlich „Zum grünen Kranze" über der Tür, und darum ist ein schöner, grüner Blätterkranz gemalt mit roten und blauen und gelben Blüten im Rankenwerk. Und das sieht recht einladend und frühlingsmäßig aus, wiewohl draußen an der Straße die gelben und roten Blätter von den Bäumen fallen.

„Ein Gläschen Wein spült jeden Staub auf beste Art aus der Kehle, junger Herr", empfiehlt der Wirt noch, und da tritt Müller bereits über die Schwelle.

Knotenstock in die Ecke gestellt, das Ränzel daneben, daß es poltert, ah, gemütlich ist's in der Wirtsstube, daß man heute nicht mehr weitermöchte.

Wilhelm Müller macht es sich bequem. Da ruft es aus einer der dämmrigen Ecken:

„Ein Wandergeselle? Grüß Gott, Scholar! Seh's ihm an, er ist auf der Straße zu Hause wie im wärmsten Bett!"

Oha, da ist noch ein Gast? Den hat er zuerst gar nicht bemerkt gehabt. Der hat sich auch in die dunkelste Ecke verkrochen, und ein Krug Wein steht vor ihm, der nicht zum erstenmal für ihn gefüllt worden ist.

Müller grüßt hinüber.

Zwei Paar junge Augen blitzen sich an.

„Wohin des Wegs, Kamerad?" fragen sie hin und her.

Nun, jeder in entgegengesetzter Richtung, wie sich gleich herausstellt. Aber was macht das schon — deswegen kann man sich doch gemeinsam hier „einen Schlag" erzählen und dabei dem Wein zusprechen, zwei fahrende Gesellen, die hier Rast machen. So sitzen sie denn bald zusammen an einem Tisch. Ach, was haben zwei „Fahrende" nicht alles gesehen und was wissen sie aus dem Schatzkästlein der Erinnerung nicht alles hervorzuholen! Nicht am wenigsten vom Kriege!

Schmunzelnd füllt der Wirt immer wieder den Weinkrug.

Und dann hebt natürlich auch das Singen an, an dem der Wirt sich kräftig beteiligt, denn auch ihm beginnt es wieder mal, wie jeden Tag, zu schmecken. Und dann hebt der eine das Glas und blinzelt eine Weile hinein, und sagt dann versonnen:

„Ich hab' da wo ein Mädel, Kamerad —"

Müller nickt lächelnd.

So ein Mädel hat er auch. Und just zu dem Mädel will er ja hin!

Jawohl, der andre hat ganz recht: Die Liebste darf man nicht vergessen, wenn man beim Wein sitzt. Und mag sie noch so fern sein, man muß ihrer gedenken. Und da ruft der andere auch schon mit erhobenem Glas:

„Auf die Liebste, Herzbruder!"

Und alle drei stehen auf, und auch der kleine dicke Wirt füllt sein Glas aufs neue, und wenn seine Liebste auch nicht mehr jung, sondern schon ein ganz behäbiges und rundliches Frau Ehegemahl ist und im Augenblick schwitzend und puterrot in der Waschkammer ihren hausfraulichen Pflichten obliegt, so stimmt er doch herzhaft mit ein in den schallenden Jubelruf der beiden andern:

„Es lebe die Liebste!"

Was danach mit einem gehörigen Schluck besiegelt und bekräftigt wird.

Sie sitzen noch lange an diesem Abend beisammen, und es ist spät, als die beiden Wandrer ihr Ruhelager aufsuchen. Am nächsten Morgen stehen sie zusammen vor der Tür und sehen sich lächelnd an. Dann schütteln sie sich die Hände: „Gute Wanderung, Kamerad!" „Guten Weg, Kamerad!"

Und gehen nach verschiedenen Richtungen auseinander.

Zwei fremde Wanderer, und doch einander vertraut dadurch, daß sie im gleichen Lande verwurzelt sind, die gleichen Lieder singen und die gleichen großen Empfindungen in der Seele haben.

„Das also war der Krug „Zum grünen Kranz'", denkt Müller, während er wieder die Straße unter die Füße nimmt, und ist ganz vergnügt. War ein lustiger Bruder, der andre.

Viel später ist ihm dieser Krug wieder eingefallen. Da hatte die Zeit schon die Jahre verschluckt, und so manches Lied war ihm aus der Seele geflossen, das wie Samenkorn in die deutsche Seele zurücksank, aus der es ihm selber wohl zugeflogen war. Da stieg die Erinnerung an jenen Tag wieder in ihm auf und wurde zu dichterischem Klang und zu einer Melodie, die nicht mehr verlöschen wollte, über die Jahre hinweg, wie so vieles, was sein junges Leben mit Klang und Melodie erfüllte. Aber die Zeilen mögen wohl schon damals, als er nun wieder über die Landstraße seinem frohen Ziel entgegenzieht, leise und melodisch seine Seele durchklungen haben, denn sein Gesicht hat noch einen Widerschein der fröhlichen Abendstunden vom Tage zuvor, und seine Lippen summen leise im Takt des Marschtritts. Dies aber ist es, was er später darüber geschrieben hat:

„Im Krug zum grünen Kranze,
Da kehrt ich durstig ein,
Da saß ein Wandrer drinnen
Am Tisch beim kühlen Wein.

Ein Glas war eingegossen,
Das wurde nimmer leer.
Sein Haupt ruht auf dem Bündel,
Als wär's ihm viel zu schwer.

Ich tät mich zu ihm setzen,
Ich sah ihm ins Gesicht.
Das schien mir gar befreundet,
Und dennoch kannt' ich's nicht.

Da sah auch mir ins Auge
Der fremde Wandersmann
Und füllte meinen Becher
Und sah mich wieder an.

Hei! Was die Becher klangen!
Wie brannte Hand in Hand!
„Es lebe die Liebste deine,
Herzbruder, im Vaterland!"

Und auch an diesem Morgen noch ruft er es fröhlich in die frische Kühle des Vormittags über die grau werdenden Felder und schwenkt die Mütze dabei:

„Es lebe die Liebste!"

Und in vierundzwanzig Stunden wird er die Wiesen des Repkowhauses sehen, hat er sich ausgerechnet. Dann wird ein Brunnen unter einer Linde da sein, und dort wird er mit dem Becher den ersten Wiedersehenstrunk schöpfen und eine Weile auf der Bank sitzen.
In vierundzwanzig Stunden . . .

*

Es geht ein Raunen durch das falbe Laub der Linde. Blätter rieseln wie ein bunter Regen herab durch die Abenddämmerung, fallen auf den Brunnenrand, taumeln in den Brunnenschacht, wiegen sich auf dem dunklen Wasserspiegel.

„Alter — Alter!"
Aus der Tiefe gluckst es dumpf und kühl.

„Was gibt's denn, Frau Linde? Ist doch heuer schon ordentlich frisch. Haben mir eben mal wieder ein paar gute Hände voll ins Gesicht geworfen von dem bunten Zeug. Wär' an der Zeit, daß mich die Leute endlich wieder zudecken. Man will ja doch auch seine Ruhe haben."

„Ach, Alter, was bin ich eben erschrocken! Ruhe? Da werden wir wohl bald hier noch allerlei erleben. Gott, wer konnte denn daran denken? Wie mag denn das bloß alles zusammenhängen? Oh, die Annemarie!"

„Was haben Sie denn, Frau Linde? Was ist mit der Annemarie? So reden Sie doch", kommt es seufzend aus der Brunnentiefe.

Und die Linde raunt mit knisternden Zweigen:

„Erschrecken Sie nicht, Alter. Hinten aus dem Wald kommt der Wilhelm Müller — Sie erinnern sich doch?"
Kurzes Schweigen. Dann heiser gluckend:
„Das ist doch nicht möglich, Linde! Der — ist doch gar nicht mehr, der Wilhelm."

Ärgerliches Rascheln in den Blättern. Ein neuer, buntfarbiger Regen rieselt herab und flattert in weitem Bogen über den Wiesenplan.

„So alt bin ich nun doch lange noch nicht, Alter, daß meine Augen nicht mehr richtig sehen könnten. Sie werden es schon glauben müssen — hinten aus dem Wald tritt der Wilhelm. Den kennen wir doch, wie? Wenn er jetzt auch keine Uniform mehr trägt."

„Sie müssen sich irren, Frau Linde", kommt es aus dem Brunnen.

„Ich — wünschte es selber", wispert es kläglich im Baum. „Um Annemaries willen, wissen Sie?"

„Um Annemaries willen?" klingt es wie ein Echo aus der Tiefe. „Aber — was soll denn nun werden?"
Blätter fallen.
Es riecht ein bißchen nach faulendem Laub, nach Vergehen und Vergessen.

„Die Annemarie hat doch geglaubt, daß der Wilhelm in Frankreich geblieben ist. Frau Linde, Frau Linde!"
Es klingt wie ein Angstruf.
Aus den Blättern raunt es verloren und zerflatternd, denn es werden ja immer weniger:
„In einer halben Stunde wird er hier sein. Er ist schon auf dem Feldweg. Er hat es sehr eilig."
„Oh!"
Das ist wie ein zertröpfelnder Seufzer.
Blätter rieseln und taumeln und schweben zur Erde. Kühl weht der Wind über die Wiesen. —

Zwölftes Kapitel.

Im Winter soll Hochzeit sein. Noch zwei Monate ist es bis dahin.

Hochzeit? Annemarie denkt oft daran und hat kein himmelhoch jauchzendes Empfinden dabei im Herzen, aber eine sanfte, tröstliche Zufriedenheit. Natürlich muß Hochzeit sein, hätte sie sich sonst wohl verlobt gehabt? Es wird eine ruhige, feste Sicherheit sein, in die ihr Lebensschifflein einläuft.

Aber noch ist ja Herbst. Langsam verblutender Herbst. Wehmütiger, resignierender Herbst. Im Herbst heilen die Wunden, die Frühling und Sommer schlug, am besten, da schließen sich langsam die Narben. Das ist in der Natur ebenso wie bei den Menschen. Ist es so, Annemarie?

Adolf von Heyken ist lange wieder in Potsdam bei seinem Regiment. Aber am Sonnabend hält ihn nichts dort. Da macht er, daß er, und wenn er fast den ganzen Tag reiten oder mit der Chaise fahren soll, nach dem Repkowhof kommt, sofern es nur irgendwie geht.
Und so ist Annemarie noch oft genug allein, um sich mit dem Kommenden vertraut zu machen.

Sie weiß ja, sie wird in den ersten Jahren ihrer Ehe mit in die Garnison übersiedeln. Adolf von Heyken hat da schon ein hübsches Haus in der Nähe des Parks von Sanssouci ausgesucht. Schon in nächster Zeit soll es gründlich renoviert werden. Sie selbst hat es sich auch schon angesehen, und es hat ihr gefallen. Es wird ein schönes, behagliches Heim werden. Im Frühling und Sommer wird man ganz im Grünen wohnen, und sie wird den Repkowhof vielleicht nicht gar so sehr vermissen.

Nun ja, das sagt man und denkt man so, wenn es noch nicht so weit ist. Vorläufig braucht sie den Repkowhof ja auch noch nicht zu vermissen, noch gehören ihr die Felder, die Pappelallee, der Wald da hinten, das abendliche Quarren der Frösche in den herbstfeuchten Wiesen, die Krähenschwärme über den Weiden und einsamen Birken, der Brunnen vor der Mauer — es gehört ihr alles noch.
Man kann in Ruhe von allem Abschied nehmen.
Tag um Tag. Abend um Abend.
An diesem Abend zum Beispiel kann man wieder eine halbe Stunde am Brunnen sitzen. Ja. Und dem Blätterfall der Linde zuschauen.

Es ist vielleicht schon ein bißchen zu spät dazu. Dunkelheit schiebt sich über den Himmel — sie kommt um diese Jahreszeit ja von Tag zu Tag früher.

Aber schließlich pfeift sie doch nach Nero, ihren ständigen Begleiter auf den Spaziergängen, und geht mit hohen, federnden Schritten durch die Auffahrtsallee, der Chaussee entgegen. Die Pappeln machen kleine Verbeugungen im Wind vor ihr — sie sind immer so höfliche Bäume, die höflichsten von allen. Wie eine Reihe schlanker Kavaliere stehen sie da, die sich mit gleichmäßiger Grandezza verneigen: Wünsche gute Unterhaltung, Baronesse!

Man muß sich schon ein bißchen gegen den Wind stemmen, der sich gegen das Kleid wirft, und den Kopf nach vorn beugen, um vorwärts zu kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Nachtlager.

Eine Soldatengeschichte von **Robert Hohlbaum.**

An einem Abend zwischen der Niederlage von Ligny und dem Siege von Belle-Alliance defilierte das Bülowsche Korps vor dem Feldmarschall, altgediente Truppen, die schon bei Dresden und Leipzig mitgefochten hatten, und frisch ausgebildete, eben aus der Heimat gekommene Ersatzmannschaft, darunter in junger Fähnrich.

Sie alle hatten schwere Märsche hinter sich gebracht, der anhebende Regen löschte ihren letzten Mut, und da sie nun hörten, daß man nicht, wie erhofft, in dem naheliegenden schönen Dorfe trockenes Quartier beziehen, sondern auf Befehl des Marschalls an Ort und Stelle biwakieren würde, fiel der Rest von Selbstzucht von ihnen, und sie begannen in Reih und Glied zu murren.

Es wurde „Halt!" kommandiert, der Kapitän der Kompanie, darin der junge Fähnrich seinen Zug führte, bezeichnete den Lagerplatz, ein weites Feld, aus dessen Mitte im letzten Dämmern ein kleines Haus aufschien, und fügte bei, sie hätten die Ehre, in nächster Nähe des Marschalls zu kampieren, dem sein Nachtlager in eben dem kleinen Hause, das nur eine Stube umschloß, bereitet werde. Die anderen schwiegen, nur der junge Fähnrich rief:

„Schöne Ehre! Sich hier im Dreck herumzuwälzen, während der Alte im warmen Bette sich dehnt! Hätten wir nicht alle im Dorfe drüben es ebenso gut haben können? Den nennt man in der Armee den Soldatenvater? Jetzt weiß ich, was von dem Geschwätz zu halten ist! Er denkt auch nur an sich wie alle andern!"

Es war tiefdunkel geworden, und auch der Kapitän hatte den Marschall zu spät bemerkt, der nun mit einem Male mitten unter ihnen stand.

„Wer hat das gesagt? Wer ist mit mich nich zufrieden? Wird Er sich melden? Ich erkläre ihn for einen miserablen Hundsfott, wenn er nicht den Mut hat! Also, wer in drei Deubelsnamen?"

„Fähnrich Freiherr von Schellhorn meldet sich ganz gehorsamst."

„So. Wie lange schon bei der Armee?"

„Seit gestern, Exzellenz."

„So, seit gestern. Nu ja, da is Er das rauhe Leben noch nich so gewohnt wie wir, da muß man Ihm wohl'n bißchen entgegenkommen. Hör' Er, ich trete Ihm meinen Platz ab. Er wird im Hause schlafen und ich in der frischen Luft."

Nun wurde Gelächter laut. Vater Blücher machte einen seiner guten Späße, haha!

„Ruhig, ihr Dösköppe, das is mich mein vollster Ernst! Kapitän, zwei Mann! Dem Herrn Fähnrich das Lager herrichten, soviel Daunenbetten, als ihr auftreiben könnt! Marsch! Marsch!"

Halb betäubt hielt der Fähnrich vor dem Hause.

„Nun, wird's bald? Wir wollen auch zur Ruhe kommen!"

„Exzellenz", stammelte der Fähnrich, „Exzellenz scherzen . . . ich kann doch nicht . . ."

„Er kann nicht nur, Er muß! Da" — befahl er dem Diener — „gerade vor dem Fenster macht mir mein Bett! Er steht, Fähnrich, ich bin in Seiner Nähe! Wenns Ihm drinnen noch zu unbequem sein sollte, ruf Er mir ungeniert, Er kann noch meinen Schlafsack und 'ne Decke haben, ich brauch' sie nicht! Und nu marsch und gute Nacht!"

Der Fähnrich wankte in das Haus. Eine Weile stand er reglos, in dumpfem Traum. Die Stimme des Marschalls weckte ihn.

„Nu, Er schläft ja noch nich! Morgen is'n schwerer Tag, da heißt's ausgeschlafen sein!"

Stumpf gehorchend, streckte sich der Fähnrich auf das Bett.

„Zudecken, zudecken!" schrie Blücher. „Wenn Er morgen 'nen Schnupfen hat, kann Er nich mit, und wir verlieren todsicher die Schlacht!"

Der Fähnrich kroch unter die dicken Federdaunen, wie unter einen Grabstein. Der Schweiß brach ihm aus den Poren, sein Herz schlug bis zum Halse. Leise streifte er die Decken von sich, schlich ans Fenster und atmete in die kühle Nacht. Er fuhr zurück vor Blüchers Kopf, der aus der Tiefe schoß.

„Da sollen Ihn doch zehn Donnerwetter erschlagen! Glaubt Er, wir haben Ihm das schönste Nachtlager gegeben, damit Er uns alle im Schlafe stört? Wart, ich will Ihm helfen!"

Mit einem Satz schwang sich der Greis durch's Fenster, faßte den Jungen und warf ihn auf das Lager, häufte alle Decken und Polster über ihn, drohte ihm noch einmal, und endlich hörte der Fähnrich das unbekümmerte Heldenschnarchen vor dem Fenster. Keiner atmete so befreit in den schicksalsschweren Morgen wie er. Jedes Bangen vor dem Kommenden war vertilgt, nichts blieb als die Scham vor den Kameraden, das furchtbare Gefühl des Ausgeschlossenen und die Sehnsucht, die Scheidewand, die sich zwischen ihm und allen denen, die in Kot und Nässe ehrenvoll kampiert hatten, niederzureißen. Keiner stürmte so wild aus dem letzten Erinnern der todbunklen Nacht ins Leben des feindlichen Feuers, vom ersten Einbruch des Bülowschen Korps bis zur Entscheidung durch den Ziethenschen Flankenangriff. Im letzten Augenblick der Schlacht, im kurzen Ringen um Jemappes, traf ihn eine Kugel ins Herz.

Vor dem kleinen Hause lag unter den Verwundeten auch der Tote. Als der Feldmarschall Blücher den Siegern Dank, den Verwundeten Trost zusprach, fiel der Fackelschein auf das blasse Antlitz des Fähnrichs. Da stockte Blüchers Rede; stumm befahl er zwei Musketieren, den Leichnam auf das Lager zu betten, das noch die Spuren des Lebenden trug.

Eine Weile stand er noch da und sah in das entrückte Antlitz; dann stieg er zu Pferde, und die brausenden Vivatrufe der Truppen schienen ihm aus einer Weite zu dringen, die wie eine ferne Landschaft verschwamm.

Ein Schnapphahn wird geschnappt.

Geschichte aus dem Sauerland,

erzählt von **Friedr. Schwagmeyer**-Witten.

Der kurfürstliche Oberjagdmeister Gaudenz Freiherr von Weichs zu Körtlinghausen hatte geschworen, das Sauerland nicht zu verlassen, ehe er diese infamigten Wilddiebe auf die Decke gelegt hätte.

Denn die Kerle trieben es so schlimm, daß bald kein Wild mehr in dem Arnsbergerwalde gefährtet werden würde. Und zwar arbeiteten die Lumpen mit allen Mitteln, deren sich eben nur ein Wilddieb bedienen kann, weil ihm jedes Mitgefühl für das arme Wild fehlt. Vor allem die Schlingen!

Aber so rasch wie man sich das denkt und vornimmt, geht so etwas gewöhnlich nicht. Darum war es auch nicht verwunderlich, daß der Oberjägermeister hin und wieder eine kleine Pause einlegte, wo er sich von den Strapazen erholen mußte.

Zunächst erinnerte er sich daran, daß er ja noch zwei Tanten in der Nähe wohnen hatte; sie besaßen in der Gegend von Hirschberg ein Gut, das sie trotz ihres Gesamtalters von hundertunddreißig Jahren noch zur allgemeinen Familienzufriedenheit verwalteten. Außerdem war ihr Weinkeller vorzüglich, und die Tanten hatten gern einmal auch einen Mannsbesuch im Hause. Man mußte allerdings eine kräftige Familiensimpelei in Kauf nehmen. Aber Gaudenz war in dieser Beziehung glücklich veranlagt; er konnte andere lange reden lassen, wenn er nur selbst nichts zu sagen brauchte und wenn er vor allem dabei keinen Durst litt.

Zu diesen Tanten ging es also, durchs Negental und die Freiheit Bödefeld. Glücklicherweise aber wurde am Abend seiner Ankunft nicht so viel Familie gesimpelt. Denn es hatte sich ein Werwolf in der Gegend gezeigt, der ein kleines Kind aufgefressen haben sollte. Und außerdem war dem Domherrn von Paderborn eine taktlose Bemerkung über alte Jungfern im allgemeinen entschlüpft, worüber die Tanten weidlich schimpften. Gaudenz hielt diese Bemerkung zwar nicht für durchweg falsch, hütete sich aber, diese Ansicht laut werden zu lassen, so daß der erste Abend in voller Eintracht verging.

Am nächsten Tage konnte der Gast nicht gleich weiter reisen, weil die Tanten heute ein Schwein schlachteten, das erst einmal genügend kalt werden mußte. Und am Nachmittag begann die Wursterei. Gaudenz hielt es nicht für einen Raub, dabei zu helfen . . .

So wurde es ziemlich spät, bis er wieder aufsaß. Gerade wollte er abreiten, da kam die Tante Eulalia noch einmal gelaufen und brachte eine frische Leberwurst, noch sanft und weich, dafür aber einen Viertelmeter lang. Der Reichsfreiherr nahm sie gerne in Empfang. Aber wohin damit? In der Hand mußte er doch die Zügel halten. Kurzes Nachdenken . . . dann in die Packtasche damit, wo die Reitpistole schon friedlich ruhte.

Als der Jagdmeister in Meschede das Ruhrtal durchquerte, wurden die Formen der Birkenbäume schon recht schummrig. Dann ging so sachte der Mond auf und fing an, auf die an sich schon etwas schwermütige Stimmung des Reiters einzuwirken, so daß er in tiefes Sinnen versank. Munter griff das Pferd aus. Der Weg führte über den Stimmstamm, die alte Straße von Meschede nach Warstein. Da sollte es spuken. Ein Kerl lief da herum mit seinem Kopf unterm Arm. Ein alter Verbrecher wohl, den man da geköpft hatte und der das nicht vergessen konnte . . .

Plötzlich scheute der Gaul. Gaudenz wäre fast heruntergefallen. „Verflucht nochmal!" schimpfte er. „Holla, holla!" verbesserte er sich. Aber der Gaul ging nicht weiter.

Da stand nämlich ein Kerl vor ihnen. Ein wahres Galgengesicht. Der hielt die Zügel fest. Er sagte nichts. Gaudenz sagte auch nichts. So eine Frechheit war ihm noch nicht vorgekommen. Rechts und links röhrten die Hirsche des Arnsberger Waldes. Der Wind raschelte im dürren Herbstlaub.

Verfluchte Geschichte da. Leise tastete die Hand des Freiherrn nach seiner Satteltasche, wo er die Pistole wußte. Ein Griff, rasch hineingefaßt und Funken gerissen. Das wäre doch gelacht, wenn man dem Kerl nicht eine Kugel vor die vierschrötige Pläte setzen könnte. Aber . . . verdammt nochmal. Der Kerl hatte auch so etwas in der Hand. Der Reichsfreiherr sah mit einem Aug' geradeswegs in ein rundes Loch hinein. Teufel auch, wenn da jetzt eine Kugel herausflog, würde ihm Hören und Sehen vergehen. Da mußte man es anders versuchen. Denn geschehen mußte etwas.

Und mit kräftigem Ruck riß der Jagdmeister aus der Satteltasche ein Etwas heraus, von dem er meinte, daß es die Pistole sei, holte kurz aus und schlug dem Räuber auf das Schießeisen, um wenigstens zunächst die Richtung zu verändern.

Aber was war das? Das war doch kein Laut, wie wenn Eisen auf Eisen prallt, — sondern gerade so, als ob man auf einen Frosch getreten hätte.

Es war die Wurst. Die Viertelmeterwurst. Sie war geplatzt. Und zwar gerade da, wo der Hahn das Zündhütchen berühren sollte. So war etwas dazwischengekommen. Und der Räuber zog und zog, aber der Schuß löste sich nicht. Von einer Wurstpelle kann man nicht verlangen, daß sie Funken schlägt. Der Räuber zog fast den Abzugsbügel krumm. Kein Schuß fiel. Statt dessen wurd's ihm plötzlich grau vor Augen: Gaudenz hatte noch einmal mit seinem merkwürdigen Schlaginstrument ausgeholt und dem Kerl einen Streicher durch die Augen gegeben, daß er den Himmel für einen Dudelsack ansah. Und zugleich bekam das Pferd die Sporen, daß es entsetzt losging. Der Kerl fiel um wie ein Sack. Noch ein dumpfer Schlag ertönte, ähnlich dem ersten. Dann klapperten die Hufe und die Funken stoben.

Erst in Körtlinghausen machte der Reiter halt. Dort quartierte er sich für die Nacht ein und aß, was ihm von der Wurst übrig geblieben. Natürlich machte er auch sofort Meldung. Am nächsten Tage wurde nachgesucht. Am Stimmstamm fand man eine Höhle mit viel Lumpen und Läusen. Aber die Kerle waren nicht da.

Erst im Winter stieß man auf ihre Spuren. Die Fährte führte nach Grimlinghausen. Das Dorf wurde umstellt, und auf dem Heuboden eines Kötters fand man drei Kerle. Der Lappenpeter, der Hauptwilddieb, war nicht darunter.

Drei Tage später krächzten die Raben am Arnsberger Galgen.



Bunte Chronik



Tierdrama am Niagara.

Es waren an die zehntausend Wildenten, die sich kürzlich auf der Reise vom kanadischen Norden her auf dem Niagara-Flusse niedergelassen hatten. Sie ahnten nicht, daß sie geradeswegs ins Verderben steuerten. Denn wenige hundert Meter abwärts lauerten die berühmten Fälle, und das Gewässer riß die Tiere den Katarakten zu, wo der sichere Tod ihrer wartete. Wohl flogen die Vögel auf, sobald sie sich dem Rande der Katarakte näherten. Aber sie kehrten immer wieder auf den Spiegel des Flusses zurück. Die vernunftlose Kreatur kam nicht auf den Gedanken, einen sicheren Ort aufzusuchen. An die zweitausend Wildenten waren bereits von den Wirbeln erfaßt und verschlungen worden. Vergeblich suchten die Menschen am Ufer Hilfe zu bringen. Man ließ Scheinwerfer aufleuchten, um die Tiere aus der verderblichen Bahn zu verscheuchen. Aber nichts half. Schließlich verfielen die Einwohner der benachbarten Ortschaften auf den Ausweg, ein Flugzeug herbeizurufen. Das flog dann einige Male ganz niedrig über dem Flusse hin und her. Und das hatte Erfolg. Die Enten wurden durch den riesigen fremden Vogel dermaßen erschreckt, daß sie sich in alle Richtungen zerstreuten. Die dämonische Macht des Stromes hatte ihre Wirkung verloren.



Lustige Ecke

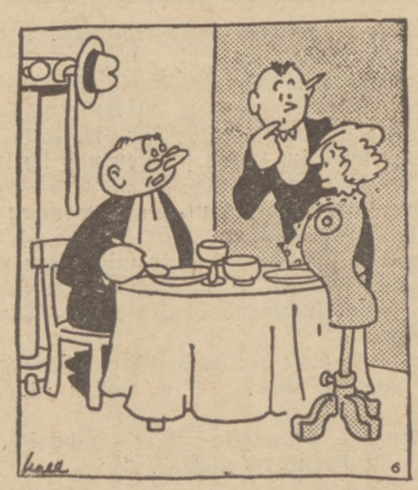


Unbewußte Grobheit.

„Hat dir die Frau Inspektor jemals irgend etwas über mich gesagt?"

„Nein, die ist sehr anständig! Wenn sie über irgend jemand nichts Gutes weiß, schweigt sie lieber!"

*



„Wissen Sie, meine Frau ist auf dem Lande, und ich hasse allein zu essen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.